

Coperto

Ich war in jenem Jahr häufig nach Mailand geflogen. Wir führten Verhandlungen mit einem italienischen Unternehmen über eine Partnerschaft. Geplant war eine Ehe mit Trauschein, aber ohne die Möglichkeit, vor Ablauf von zwanzig Jahren die Scheidung einreichen zu können. Gemeinsam waren wir eine gute Partie, und darum rangen wir zäh um die Regeln des zukünftigen Miteinanders, noch voller gegenseitiger Vorbehalte und doch in der Hoffnung, einander in der Zeit näherzukommen.

Unkomplizierter entwickelte sich meine wachsende Zuneigung zu Italien. Ich plante eine Rundreise mit dem Auto, von Mailand, weiter an die Riviera di Levante, ein Stück durch die Toskana und auf jeden Fall über Florenz.

Die Hinfahrt endete im Gewühl des Feierabendverkehrs in der Mailänder Innenstadt. Ich wurde abgedrängt und eingekeilt, und nur mit Mühe und durchgeschwitzt erreichte ich das gebuchte Hotel. Jugend hat doch nicht alles im Griff und Erfahrung zählt eine Menge, erlebte ich, wie zum Beispiel jener Zentimeter, den die eigene Stoßstange den anderen voraus ist und der im Verkehrsgedränge über das Fortkommen entscheidet.

Am nächsten Tag verhandelten wir, dann band ich meine Krawatte ab und zog in ein weniger teures Hotel.

Una camera singola, per favore.

Für wieviel Nächte?

Una.

Ich erlief mir die Sehenswürdigkeiten Mailands von der Piazza Duomo bis hin zum Castello Sforzesco. Im Parco Sempione hinter der Festung fegten Arbeiter der Stadtverwaltung die Überreste einer Veranstaltung der L'Unità zusammen, den üblichen Müll und viele achtlos an Bäumen abgestellte Spruchbänder, nichts Handgemaltes, sondern einheitlich auf Papier und Pappe vorgedruckte Parolen.

Mit der Metro fuhr ich zurück zum Dom. In einer Ecke des Platzes fand ich ein Touristeninformationsbüro und quartierte mich für die beiden folgenden Nächte in eine noch preiswertere Pension um, in eine Abstellkammer mit Bett und Fensterluke in den Hof. Die Pensione Edera lag im dritten Stock eines prächtiges Stadthauses am Corso

Buenos Aires, einer breiten und belebten Hauptstraße, und darum vermisste ich ein großes Fenster nach vorne nicht sonderlich.

Für den nächsten Tag war ich mit Mario S. zum Formel-1-Rennen in Monza verabredet. Mario saß auf der anderen Seite des Verhandlungstisches. Monza war Marios Idee gewesen. Ich war kein besonderer Freund des Motorsports, stimmte aber trotzdem Marios Vorschlag zu. Bei dieser Gelegenheit würde sich für mich ein privates Fenster öffnen und dazu beitragen, die bisher durch unterschiedliche geschäftliche Interessen bestehende Distanz zu verringern. Auf diesen Einblick war ich neugieriger als auf die Sehenswürdigkeiten der Stadt.

Mario stellte mir seine deutsche Freundin vor, ein pummeliges, unscheinbares Mädchen, mit der er die Wohnung teilte. Sie wohnten klein und bescheiden und unterschieden sich darin in nichts von mir. Mario sprach gut deutsch, unterhielt sich mit seiner Freundin aber auch in meinem Beisein ausschließlich italienisch; zuweilen recht temperamentvoll, als der Salat zu Mittag nicht fertig wurde und wir die zeitige Abfahrt nach Monza versäumten oder Frau am Steuer eines der eher verschämt herumstehenden Hinweisschilder nach Monza übersah. Große Tafeln wie in Deutschland waren in Mailand nicht üblich, dafür lange Stangen mit ordentlich untereinander aufgereihten Schildern, von denen jedes mit der Spitze in die Richtung des aufgedruckten Ortsnamens wies, mal rechts, mal links.

Am *autodromo* in Monza folgten wir der Leitfarbe violett zum vorbestimmten Parkplatz 2 und erreichten Parkplatz 7 (Leitfarbe grün). Bis wir eingewiesen waren und eher zufällig an der gebuchten Holztribüne *Esso* anlangten, war das Rennen in vollem Gange. Unsere Tribünenplätze waren bereits besetzt. Mario sah das realistisch und zwängte uns in die erstbesten Lücken.

Über eine Stunde dröhnten die Boliden in sicherer Entfernung an uns vorbei, immer von links nach rechts - *iiiooh, iiiooh* - nahmen eine Linkskurve und verschwanden. Regelmäßig verkündeten Lautsprecher die aktuelle Plazierung. Irgendwann blieben die Wagen aus und es wurde ruhig, dafür kam Bewegung in die Massen. Jeder wollte der Erste sein. Die Ausfahrt – wie sich herausstellte, ein fünf Meter breites Parktor – war hoffnungslos überlastet. Schätzungsweise brauchten sie vom Parkplatz bis zur Straße die 1 Stunde 29 Minuten 17 Sekunden, in denen Ronnie Peterson auf Lotus-Ford 0,8 Sekunden vor seinem Teamkollegen Emerson Fittipaldi den Großen Preis von Italien gewon-

nen hatte, vor den anderen achtzehn Fahrzeugen mit Ford-Motor, auf der insgesamt fünfundzwanzig Namen umfassenden Teilnehmerliste. Die Dominanz der Ford-Motorisierten war kein Wunder, denn von den drei BRM's fielen zwei aus und von den beiden Ferraris kam Jacky Ickx mit einer Runde Verspätung und der Lokalmatador Arturo Merzario überhaupt nicht im Ziel an; er schaffte nur eine von insgesamt fünfundfünfzig Runden, ohne dass mir sein Ausbleiben besonders aufgefallen wäre. Überhaupt ging der gesamte sportliche Teil in Monza an mir vorbei und musste später in der Statistik nachgeschlagen werden.

Der Stau zur Ausfahrt hatte sich kaum formiert, da drückte jemand ungeduldig auf die Hupe. Die anderen fielen nach und nach ein, je nach Gemütsverfassung in kurzem Stakkato oder langgezogenem Heulen. Mario brüllte ständig *vai, vai!* (*fahr, fahr!*), ohne dass sie schneller vorwärts kamen. Die Lücke zum vorfahrenden Wagen wuchs nie auf über einen Meter an. Andere brachen aus der Schlange aus und kurvten mit ihren Fiat 500ern übermütig rechts und links des Weges durch die Bäume. Alles war richtig schön italienisch – aufgeregte, fröhlich, durcheinander.

Der private Einblick bei Mario S. blieb oberflächlich und änderte nichts an meinem italienischem Weltblick. Wir kamen nicht ins Gespräch, weil sich Mario mehr mit seiner deutschen Freundin beschäftigte als mit mir. Vielleicht war ich ihm auch zu blass und er konnte nichts mit mir anfangen. Monza war wohl doch nicht der richtige Anknüpfungspunkt. Sie setzten mich in ihrer Straße an meinem Wagen ab und verabschiedeten sich.

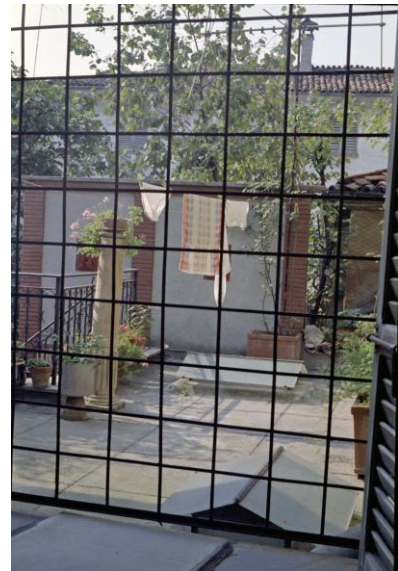
Ich sah Mario später noch einige Male bei den Verhandlungen. Dann hieß es, er habe die Firma gewechselt.

Auch ich wechselte, von Mailand nach Piacenza, zu meiner zweiten Einladung. Jede Woche von montags bis freitags hatte ich mit dem italienischen Repräsentanten zu tun. Wenn wir nicht über das gemeinsame Projekt sprachen oder über die typischen deutschen und italienischen Mentalitäten philosophierten oder er mir erklärte, wie man mit Hilfe der italienischen Post und deren bürokratischem Phlegma Wechselkursgewinne mit Lira und D-Mark erwirtschaftete, erzählte er mir von den Schwierigkeiten einer Wochenendehe, von seiner Familie, und auch von den zweimonatigen Ferien, die seine

Familie jedes Jahr in den heißen Sommermonaten Juli und August an der Riviera di Levante verbrachte.

Ich nächtigte im Albergo Cavalletto in der Via Cavalletto. In diese schmale Nebenstraße verirrte sich die Sonne nur zu bestimmten Tageszeiten und hellte die grauen Fassaden der dreistöckigen Häuser auf; im Finstern war die Via Cavalletto eine hohle Gasse. Der Blick aus dem Zimmerfenster auf einen Dachgarten zeigte mir allerdings, wie trügerisch ein Urteil sein kann, das sich lediglich auf das Äußere stützt. Schon in Mailand hatte ich beobachtet, wie elegant in Marmor, Messing und Terrakotta die Innenhöfe hinter schmutzigen Fassaden gestaltet waren und mit ihren Springbrunnen angenehme Kühle und mit den Blumen und kleinen Bäumen gepflegte Beschaulichkeit inmitten der Betriebsamkeit einer Großstadt verbreiteten. In solchen Innenhöfen wohnt die Seele des Hauses.

Der Dachgarten hinter dem Fenstergitter meines Zimmer im Albergo Cavalletto hatte einen Tupfer mehr Lebendigkeit als die Innenhöfe in Mailand. Die unvermeidliche Wäscheleine spannte sich von Wand zu Wand. Als ich ein Foto machte, regte sich kein Lüftchen in der Nachmittagshitze und so hingen ein Slip, ein Badetuch und ein Unterhemd nicht nur wegen der kurzen Belichtungszeit träge und unbeweglich.



Mit dem Abschied in Piacenza begann der Teil des Urlaubs, in dem ich auf mich allein gestellt war. Ich machte mir deswegen keine Sorgen. Millionen vor mir waren seit dem Ende der fünfziger Jahre, als der Volkswagen endlich vollbepackt den Großglockner schaffte, nach Italien gefahren, mit oftmals weniger Wissen über Land und Leute, als mir in den letzten beiden Jahren durch praktischen Umgang vermittelt worden war. Wenn ich mich trotzdem unsicher fühlte, hatte dies seinen Ursprung im Alleinsein an sich.

Ich fuhr weiter nach Genua und die Küste entlang bis Santa Margherita Ligure. Auf dieser Seite Italiens, an der Riviera di Levante, verbrachten hauptsächlich italienische Familien ihre Ferien, insbesondere traf man noch keine deutschen Pauschalreisenden. Ich wollte Italien aus dem Blickwinkel der Italiener betrachten und erleben und

eigene Eindrücke gewinnen, wie ich es mir von dem Tag mit Mario versprochen hatte. Was den Blickwinkel betraf, täuschte ich mich wohl; dazu bedurfte es mehr als eines anonymen Urlaubs und den Wunsch, als Zugehöriger betrachtet zu werden. Gleichwohl entstanden differenzierte Bilder. Auf der Fahrt durch Genua sah ich in den Vororten alte Frauen, wie sie in engen Straßen neben der Haustür saßen, entweder mit einer Arbeit beschäftigt oder stumpfsinnig dem Geschrei der Kinder ausgeliefert. In Santa Margherita Ligure begegnete ich auf meinen Spaziergängen auf der Promenade stolzen Frauen und Mädchen und eitlen jungen Männern. Die braunhaarigen Norditalienerinnen erschienen mir selbstbewusster und nicht so wild wie der schwarzhäufige Typ mit dem dunklen Teint. Ob braun oder schwarz, ihnen war gemeinsam, dass sie gesehen werden wollten. Auch ich schenkte ihnen meine Aufmerksamkeit. Ich fand ihr Promenieren nicht aufdringlich, bis auf ein besonderes Gehabe der jungen Leute, bei dem sich betonte Lässigkeit in einer gespreizten, die Silben langziehenden Aussprache ausdrückte: *Ciaaaa, Caaarlo – ciaaaa bääälla*. Nicht alle Frauen und Mädchen waren so; meine Wahrnehmungen bevorzugten unbewusst wohl gerne die Eindrücke zur Bestätigung vorgefasster Meinungen.

Das Zimmer in der Pensione Torino in Santa Margherita Ligure kostete mich moderate zweitausend Lire pro Tag und bot wenig Komfort. Im Speisesaal saß ich wischen italienischen Familien, so wie ich es mir gewünscht hatte, ohne besonders aufzufallen, aber auch ohne Kontakte. Beim Frühstück beantwortete ich die Frage *Café o thé?* zielsicher mit *café*, beim Abendessen die Frage *Da bere?* mit *vino rosso*, und aus der Liste der mir vorgeschlagenen Anbaugebiete wählte ich Chianti. Und immer wieder *grazie*.

Mangels Begleitung begann ich, italienisch zu denken, als gehörte ich dazu, jedoch mit schizophrener Sprachbarriere. Wie denkt man mit wenigen Brocken italienisch? Zunächst las ich Straßenschilder und wiederholte sie während der Fahrt im Kopf, zum Beispiel *Caduta massa – Vorsicht Steinschlag*, oder schenkte Reklametafeln Aufmerksamkeit, wie *Segafredo*, ein vollendet veredelter Spitzenkaffee, *Strada in costruzione* – aha, Bauarbeiten, dann folgte auch bald *divieto*, die Umleitung. Ich lernte die Worte ganz nebenbei, assoziativ, etwa *Senso Unico* – sehr trivial, weil es auf dem Einbahnstraßenschild aufgedruckt war. Wenn ich mich dem Ziel näherte, lösten sich die Gedanken von

der Straße und verfolgten brauchbarere Überlegungen. Der Hunger musste gestillt werden. Vielleicht ... die Vokabel für Weintrauben? Ich musste dringend zum Friseur, die Hektik vor dem Urlaub ... Ein Friseurladen ist im Vorbeigehen unschwer zu übersehen, doch was heißt: Bitte nicht zu kurz? *Non troppo corto??* Bevor ich mich blamierte, wies ich den *barbiere* mit Daumen und Zeigefinger an, dass *tre centimetri* zur Disposition stünden. Ansonsten war es nützlich, dass sich die meisten Sätze mit *vorrei* (*ich möchte*) einleiten ließen; wie gut, dass meine Bedürfnisse stets die Gleichen blieben: Auf der Zimmer-suche *vorrei una camera singola*, tagsüber *vorrei una bottiglia di acqua minerale* gegen den Durst, abends auf der Piazza *vorrei un mezzo di vino rosso* nach dem Abendessen.

Erst in Florenz gab es wieder Sprachenvielfalt, aber nun hatte ich mich schon eingewöhnt. Immerhin gelang es mir, bei der Polizei anzuzeigen, dass mein Wagen aufgebrochen und ein Jackett entwendet wurde. Der Angestellte in der Pensione Donatella, dem ich im ersten Schreck mein Mißgeschick klagte, schimpfte auf die bösen Jugoslawen und nannte mir die Adresse der Polizei.

Später an der Adria, in Cesenatico, riss der italienische Kokon, in den ich mich eingesponnen hatte, da verursachte Deutschsein Ernüchterung angesichts der Schilder *Wir sprechen Deutsch*, mit denen die italienischen Händler an die Kaufkraft der Touristen appellierten. Ich versuchte ein Gespräch mit einem jungen fußballbegeisterten Italiener, der wusste, dass in Deutschland die Bundesliga die höchste Spielklasse ist, ich aber lange Zeit nicht begriff, was er mir auf italienisch erzählte, dass das Gegenstück in Italien *Serie A* heißt. Vielleicht hätte ich ihn mit einem Schild *Ich spreche deutsch* warnen sollen ...

Fortan wurde ich schweigsamer und bewegte mich vorsichtiger im Rahmen meines begrenzten Vokabulars. Das letzte Gespräch führte ich während eines Tagesausfluges in San Marino. Ich hatte die drei Burgen San Marinos abgeschritten, von La Rocca aus die Adria gesehen, ein Souvenir gekauft und den Ärger über ein Strafmandat von sechstausend Lire auf der Hinfahrt überwunden. Zum Mittagessen betrat ich ein Restaurant, setzte mich an einen freien Tisch mit Blick auf die Straße und öffnete die auf dem Tisch bereitliegende Packung Grissini. Eine schwarzberockte Frau mit weißer Schürze kam näher und sah mich erwartungsvoll an.

La carta, per favore.

Großzügig wählte ich aus. Ich wusste, was ich der italienischen Lebensart schuldig war, wollte den Urlaub trotz der mir zusetzenden Einsamkeit genießen. Inzwischen hätte ich gern ein paar zärtlich in deutsch geflüsterte Worte gegen immer die gleichen italienischen Floskeln eingetauscht ... *vorrei ... mille grazie ... ich liebe dich ... küß mich noch einmal, ganz sanft ...*

Ich bestellte Salami, Spaghetti alla vongole – nein, besser keine Muscheln; in Neapel wütete die Cholera und ich hatte mir erst gestern im Ufficio Sanitario die zweite Schutzimpfung geben lassen. Also Tagliatelle alla irgendwie, Tomatensalat – ich liebe Tomaten, wenn sie in Olivenöl schwimmen – und ein Stück gegrilltes Fleisch, das absehbar mit verkohlten Querstreifen verziert sein würde.

Patate?

Nein, keine Kartoffeln zum Fleisch. Aqua minerale – eine kleine Flasche und eine Flasche Rotwein, Chianti.

Die Bedienung notierte eifrig und ich bildete mir ein, in ihrem Gesicht so etwas wie Anerkennung zu lesen. Endlich ein Tourist, der weiß, dass eine italienische Mahlzeit nicht aus einem überquellenden Teller Spaghetti Bolognese besteht - die Spaghettifresser, das sind nämlich wir.

"Basta", sagte ich und die Bedienung nickte und eilte in die Küche.

Draußen gingen die Leute vorbei, zu zweit, Familien, in Gruppen. Einige blieben stehen, warfen einen Blick durchs Fenster, studierten die aushängende Karte und gingen weiter oder kamen herein. Ich ließ meine Augen durch das Restaurant schweifen. Seit Tagen war Beobachten meine Beschäftigung, wenn ich nicht gerade italienisch dachte. In Portofino beobachtete ich einen Maler, eine alte Frau – eine *nonna* – beim Klöppeln, den Hafenmeister, wie zwei junge braungebrannte Männer mit Goldkettchen ein Segelboot klarmachten, in Portovenere die aus La Spezia ausfahrenden Frachtschiffe und die auf der Reede liegenden Zerstörer, badende Familien auf abschüssigen Steinfelsen zum Meer. In Florenz beobachtete ich nicht, sondern besichtigte. Beobachten ist mehr als Sehen und Erkennen; ich fügte dabei das Gesehene in meine Gedanken ein, dass es sich in mir spiegelte und Gefühle und Stimmungen schuf, in deren Mittelpunkt sich von Tag zu Tag mehr der Wunsch nach Gemeinsamkeit drängte. Hätte der Hafenmeister in Portofino überhaupt ihr Interesse gefunden? Hätten sie die ausfahrenden Frachter von Portovenere aus beobachtet

oder sich lieber auf der anderen Seite der Halbinsel mit Blick auf das Mittelmeer in die Sonne gelegt? Ich hätte mich auf dem sonnen-
gewärmten Felsen auf den Bauch gedreht und ihr Gesicht mit den
geschlossenen Augen betrachtet, und mit der Spitze des Zeigefingers
ihren Bauchnabel umkreist – alles nicht ungewöhnliche Dinge, die
auch andere gemeinsam tun.

Ich bemerkte die beiden jungen Leute erst, als sie an meinem Tisch
standen und – auf deutsch – fragten, ob hier noch Platz frei sei.

Ohne nachzudenken antwortete ich auf italienisch.

Die jungen Leute setzten sich. Sie trugen Jeans, verwaschene T-
Shirts, Turnschuhe und sahen blass und mager aus. Ich trug eine helle
Freizeithose aus Leinen und ein offenes, halbärmeliges Oberhemd,
braune Ledersandalen und hatte zwei Kilo mehr als ich wollte. Sie
waren gerade zwanzig, ich sieben Jahre älter.

Die Bedienung kam und brachte das Mineralwasser und die
Speisekarte.

Die beiden steckten die Köpfe zusammen und redeten halblaut. Sie
lachte und streichelte ihn zärtlich mit dem Handrücken über die
Wange.

"Das ist alles auf italienisch", stellte er fest.

"Lass mal sehen." Sie zog die Karte näher zu sich.

Ich überlegte, wie ich sich als Landsmann zu erkennen geben
könnte, ohne aufdringlich zu sein. Ich könnte bei der Übersetzung
helfen, denn Speisekarten machten – wegen der Essen mit den
italienischen Partnern bei den Verhandlungen – einen Großteil meines
Vokabulars aus.

Die Bedienung servierte die Salami.

Das Mädchen stieß ihren Freund in die Seite. "Guck mal, was der da
hat!"

Zu spät. Jetzt noch ein deutsches Wort fallen zu lassen, wäre pein-
lich für die beiden gewesen. Solcherart Hinterlist war nicht meine
Sache, denn schließlich lag der Fehler bei mir; ich hatte den falschen
Eindruck erweckt.

"Sieht aus wie Salami", sagte der Freund und blickte in die Karte.
"Hier." Er nannte den Preis und sie schwieg.

Die Bedienung brachte den Rotwein, goss einen Schluck in ein Glas
und wartete. Ich probierte, nickte kurz und sie goss nach.

Die jungen Leute waren noch über die Karte gebeugt. Sie las ihm die Gerichte lautsprachlich vor und fragte ihn nach der Bedeutung. Er war ebenso ratlos wie sie.

"Sollen wir Spaghetti alla von-go-le nehmen?" fragte sie.

Er nannte den Preis.

"Wieviel Geld haben wir noch?"

Er rechnete ihr vor, was sie für den Campingplatz bezahlen mussten, Benzin für die Heimreise, Autobahng Gebühr, und teilte einen geschätzten Rest durch sieben Tage. "Hauptsache, wir machen gemeinsam Urlaub", sagte er.

Sie sah ihn mit einem Blick aus warmen, dunklen Augen an. "Wir nehmen Spaghetti alla von-go-le", entschied sie.

Ich viertelte die letzte Scheibe Salami, nahm von den Grissini, dann einen Schluck Wasser, etwas Wein. Ich kaute die Viertel lange und lutschte den würzigen Geschmack aus dem Speichel.

"Tagliatelle?" fragte die Bedienung zögernd. Ich war so mit meiner Salami beschäftigt, dass ich sie nicht bemerkt hatte.

"Si." Ich schluckte die Salami hinunter und legte das Besteck auf den Teller. Die Bedienung tauschte den leeren Teller gegen die Tagliatelle und nahm die Bestellung der jungen Leute auf.

"Der hat breite Nudeln", sagte sie.

"Makkaroni?"

Sie schüttelte den Kopf. "Nein. - Ich muss heute noch waschen. Ich habe keine frische Unterwäsche mehr."

"Brauchst du Waschmittel?"

Sie schüttelte den Kopf. "Shampoo geht auch. Dein anderes T-Shirt ist auch nicht mehr sauber."

Bis die Bedienung zwei Portionen Spaghetti alla vongole brachte, besprachen die beiden den bevorstehenden Washtag und die Aufteilung der haushaltlichen Pflichten.

Das Mädchen stocherte mit der Gabel in den Nudeln, spießte eine *vongola* auf und nahm sie in den Mund.

"Das sind Muscheln", sagte sie. "Ich hätte lieber die Tomatensoße wie der."

Ich verzog keine Miene. Die Tagliatelle waren ausgezeichnet.

"Wir hätten Spaghetti Bolognese nehmen sollen", sagte der junge Mann.

"Die waren nicht auf der Karte", sagte sie.

Spaghetti ragù, dachte Ich. Wie sollten sie es auch wissen?

"Was glaubst du, was sie sagen werden, wenn wir zurück nach Hause kommen?" fragte sie.

Ihr Freund zuckte mit den Schultern.

"Sie müssen endlich akzeptieren, dass wir zusammengehören", sagte sie. "Das kann dir doch nicht gleichgültig sein."

Sie aßen schweigend, bis ich mir den Mund mit der Serviette abtupfte, das Glas Rotwein nachfüllte und mich entspannt zurücklehnte.

"Der trinkt die ganze Flasche alleine", sagte sie.

Ich schluckte beherrscht und stellte das Glas zurück auf den Tisch.

"Die Korbflasche ist noch nicht leer", sagte der junge Mann. "Für heute abend reicht es."

"Du reichst mir schon. Ich bekomme meine Tage."

"Woran merkst du das?"

"Ziehen im Unterleib. Und meine Brüste spannen."

"Schade", sagte er.

Ich dachte an das kleine enge Zelt und wie sie beide hineinkrochen, obwohl es noch nicht dunkel draußen war, wie er den Reißverschluss bis an den Boden herabzog und nach der zwischen Schlafsack und Zeltplane eingeklemmten Flasche griff und den Deckel aufdrehte. Sie hatte den kleinen Transistor genommen und suchte; die Sender fielen schwach und mit Rauschen ein, überall italienisches Gerede, mal eindringlich und mal sachlich, dann eine Oper, schließlich Popmusik. Sie drehte vorsichtig am Potentiometer, die Musik schräbbelte und schwoll wieder an. Sie meinte, dass die Batterien am Ende seien und er fragte, ob sie wisse, wo die beiden Becher seien. Egal, sagte er, wir trinken aus der Flasche und reichte sie ihr zuerst. Sie gab die Flasche zurück und er nahm einen kurzen Schluck und schraubte die Flasche wieder zu. Dann fasste er nach ihrem Arm und spürte ihre Brust unter dem dünnen Stoff; sie lächelte und blies dabei Atem durch die Nase, er griff mit der anderen Hand ihren Nacken, sie lehnte sich nach hinten und wölbte ihre Brust in seine andere Hand und öffnete die Knie.

Im rechten Augenblick kamen Bistecca alla griglia und der Tomatensalat. Ich leerte den Rotwein aus dem Glas in einem Zuge.

"Unglaublich", sagte das Mädchen, "was der so alles isst."

Ich fragte mich, ob ich ein schlechtes Gewissen haben müsste, weil ich mir ein komplettes Menü leisten konnte. Ich wog ausreichend, dagegen kamen mir die beiden erbärmlich vor wie zwei aus dem Nest gefallene Vögel, denen keine Mutter mehr Nahrung in die aufgesperr-

ten Schnäbel stopft und die jetzt von Liebe leben, weit weg von zu Hause und gewissermaßen vogelfrei, zwei Auszubildende, die auch ohne Geld das taten, was sie ihrer Liebe schuldig waren. Ich hatte immer Rücksicht nehmen müssen, verdiente auch in den Semesterferien Geld und konnte nicht nach Gutdünken und im Vorgriff auf die Zwänge, die nach dem Studium auf mich warteten, einfach abhauen und wie andere Kommilitonen in den kurzfristig für achtzehnhundert Mark gebraucht erworbenen, mindestens fünfzehn Jahre alten VW-Bully einsteigen und nach Nordafrika oder über die Todespiste durch Jugoslawien in die Türkei fahren. Definitiv, entschied ich mich, hatte ich es schlechter gehabt, weil ich nie aus Zwängen ausbrechen konnte, ohne andere darunter leiden zu lassen.

Meine Tischnachbarn waren mit dem Essen fertig und sahen mir zu, wie ich die Tomaten mit Olivenöl, Pfeffer und Salz zubereitete, den Tomatensalat aß und danach das kleine, vom Grillrost gezeichnete Stück Fleisch.

Die Bedienung kam und stapelte sich das Geschirr auf den Arm.

"Café?"

"No, grazie. Il conto, per favore."

"Zahlen", sagte der junge Mann und schaute die Bedienung fragend an.

"Si", antwortete die Serviererin.

"Ich zahle mein Essen selbst", sagte das Mädchen und kramte ein Portemonnaie aus einem Stoffbeutel. "Wie teuer waren die Spaghetti?"

"Wieviel hast du denn noch?" fragte er.

"Hier." Sie zeigte ihm ein dünnes Päckchen Lirascheine. Verdeckt, so dass Ich es nicht sehen konnte, zählte sie die Scheine durch und nannte den Betrag.

"Ich habe noch ..." Er überlegte und rechnete zusammen.

"Ich brauche noch Binden", sagte sie. "Wir hätten doch nicht hier reingehen sollen."

Er küsste sie schnell auf die Wange. "Wir kaufen einen Sack Nudeln und dazu Tomatensoße, Brot und Margarine und Marmelade. Dann kommen wir hin."

"Marmelade ist noch halb voll", sagte sie.

"Gibt es noch Kaffee zum Frühstück?"

"Eher laufe ich zu Fuß nach Hause", sagte sie.

"Wenn ich die Landstraße nehme statt der Autobahn, können wir uns auch noch eine Flasche Wein gönnen. Eine große."

"Am besten gleich für heute abend", sagte sie. "Da geht es vielleicht noch."

Ich schaute während der Unterhaltung unbeteiligt. Nichts tun oder nicht aufzufallen ist besonders schwer, wenn es gezwungenermaßen sein muss. Wäre ich häufiger Bus oder Straßenbahn gefahren, hätte ich Routine im Überhören von Gesprächen. Als ich noch ohne Auto und unter zwanzig war, herrschte morgens in der Straßenbahn allerdings überwiegend müdes Schweigen. Die Fahrgäste sahen sich an, einander hindurch, die einen waren in Gedanken noch zu Hause und die anderen bereits mit der Tagesplanung beschäftigt oder wälzten einfach Leere im Kopf herum. Also tat ich so, als wälzte ich Leere, während ich doch genau beobachtete und zuhörte.

Die Bedienung brachte die Rechnungen. Ich zog den Zettel unter der Serviette hervor, las unbeeindruckt den Betrag und legte die Rechnung zurück. Dann zählte ich den Betrag ab, fügte ein Trinkgeld zu und schob die Scheine unter die Rechnung.

"Was ist denn das?" fragte das Mädchen. "Coperto? Das haben wir doch überhaupt nicht bestellt."

Der junge Mann ging die Beträge durch. "Zweimal Spaghetti und das Mineralwasser. Das ist okay."

"Was sollen wir machen?" fragte sie. "Reklamieren?"

"Klar", sagte er. "Ich bezahle doch nicht, was ich nicht gegessen habe."

Sie runzelte die Stirn. "Und was sollen wir ihr sagen? Die versteht uns doch gar nicht."

Mir kribbelte der Bauch. Meine Hilfsbereitschaft wollte eingreifen, aber das war jetzt ausgeschlossen. Ich stand auf. Die jungen Leute unterbrachen ihre Diskussion und schauten mich an. Ich fasste an die Tischdecke und hob einen Zipfel mit Daumen und Zeigefinger hoch. Dann wies ich auf das vierte, unbenutzte Gedeck.

"Coperto", sagte ich. "Arrivederci."